



Fitzek, einer der erfolgreichsten Thrillerautoren Deutschlands weiß den coolen Auftritt zu schätzen. Kritiker spotten darüber. Ihm ist's egal: „Ich will vor allem einfach unterhalten“

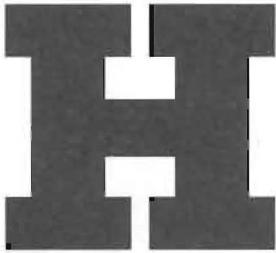
// das werkstatt-gespräch

KRIMIS SCHREIBEN

Wie geht das eigentlich?

*Ein Treffen mit dem
Bestsellerautor Sebastian Fitzek*

INTERVIEW VON **DIRK VAN VERSENDAAL**
FOTOS **JONAS HOLTHAUS**



Herr Fitzek, kein anderer Autor ist so dicke mit seinen Lesern. Sie kommunizieren mit ihnen regelmäßig per Mail oder per Facebook, und Ihr Auftritt im Berliner Tempodrom ist zum Happening mit 2300 Fans geraten.

Das war auch mal anders, ich kann mich gut erinnern. 2007 war ich zur Lesung für meinen zweiten Roman „Amokspiel“ in Rostock, da sind wir zu siebt angefahren und haben uns richtig was einfallen lassen: eine Stunt-Show mit SEK und Geiselnbefreiung. Im Publikum saßen dann aber nur fünf total erschrockene Leute, und ich fürchte, die waren alle von der Buchhändlerin herbeigeschafft worden. Es war sehr peinlich.

Sie halten Autorenlesungen in Studenten-WGs und Zahnarztpraxen, gehen mit der Dunkelkammer im Bus auf Lesereise und lassen sich in einer Zwangsjacke auf die Bühne tragen. Warum?

Ich will vor allem unterhalten. Das habe ich mir gleich bei meiner ersten Buchhandlungslesung vorgenommen. Es kann doch nicht ausreichen, habe ich mir gesagt, dass jemand einfach nur so aus einem Roman vorliest und zwischendurch am Wasserglas nippt. Es muss doch einen Mehrwert geben für die Leute. Ich habe dann mit Powerpoint, mit Leinwand und Beamer angefangen, ein bisschen Stimmung zu machen...

...und es mit wilden Aktionen 2010 auf die „Liste der 100 peinlichsten Berliner“ im Stadtmagazin „Tip“ geschafft. In Ihrem Fanshop verkaufen Sie nicht nur Fitzek-T-Shirts,

sondern auch Lesezeichen in Form eines blutigen Beils. Manche Kritiker sagen darum, Ihr Erfolg beruhe vor allem auf Selbstvermarktung.

Tja, wie erklären die sich denn die Verkaufszahlen meines ersten Buches trotz Mini-Erstaufgabe und Null-Euro-Marketing? Im Übrigen halte ich es wie mein Kollege Frank Schätzing: Geht mir weg mit eurem Literaturquatsch, soll er gesagt haben. Ich bin Entertainer. Und der „Tip“ fand mich die letzten sechs Jahre nicht mehr peinlich. Keine Ahnung, was ich da falsch gemacht habe.

Bücher bringen uns zum Schreiben, heißt es. Welches Buch war das in Ihrem Fall?

„Unterm roten Dach“ von Enid Blyton. Es steht nebenan im Regal, eine deutsche Erstauflage von 1955. Ich habe es damals in der Bücherei meiner Grundschule in Berlin-Charlottenburg immer und immer wieder ausgeliehen, bis die Bibliothekarin mir sagte: Mensch, dann behalt es doch zu Hause.

Ohne Blyton wären Sie nicht zum Thriller-Autor geworden?

Genau. Schon in „Unterm roten Dach“ geht es um Amnesien und falsche Identitäten. Später habe ich mir dann alle Bände von Blytons „5 Freunden“ geholt. Meine Eltern waren Lehrer, in solchen Familien wird viel gelesen. Das ist ja eine Voraussetzung fürs Schreiben.

Hat auch Ihr halbes Semester Tiermedizin Spuren hinterlassen?

Nein. Zur Tiermedizin bin ich durch meine Mutter gekommen, wir hatten immer irgendwelche Tiere zu Hause. Das Studium begann gleich mal mit der Sektion eines Hundes, am schlimmsten war der Gestank des Formalins, in das er eingelegt war. Außerdem mag ich kein Auswendiglernen und keine Pflichtvorlesungen, ich habe Spaß daran, Geschichten zu erzählen. Deshalb bin ich dann zu Jura gewechselt. Das habe ich als ein sehr kreatives Studium empfunden.

Ach ja?

Man paukt keine Paragraphen, man lernt an echten Fällen und an spannenden Geschichten. Ein Beispiel? Stehen zwei Polizisten an der Würstchenbude, fragt der eine: Darf ich mal einen Schluck von deiner Cola nehmen? Nein, darf er nicht, aber er nimmt ihn sich trotzdem. Was ist das jetzt für ein Verbrechen? Mundraub? Diebstahl? Nein, Moment! Der Polizist hat ja eine Pistole. Das macht es zu einem bewaffneten Raub, zum Offizialdelikt, also muss der Staatsanwalt Anklage erheben. Ein Schlückchen Cola wird mit dem Mindeststrafmaß von zwei Jahren Gefängnis bewertet. Das war die kreative Hausarbeit meines Juraprofessors. Damals habe ich gelernt, wie man Geschichten findet.

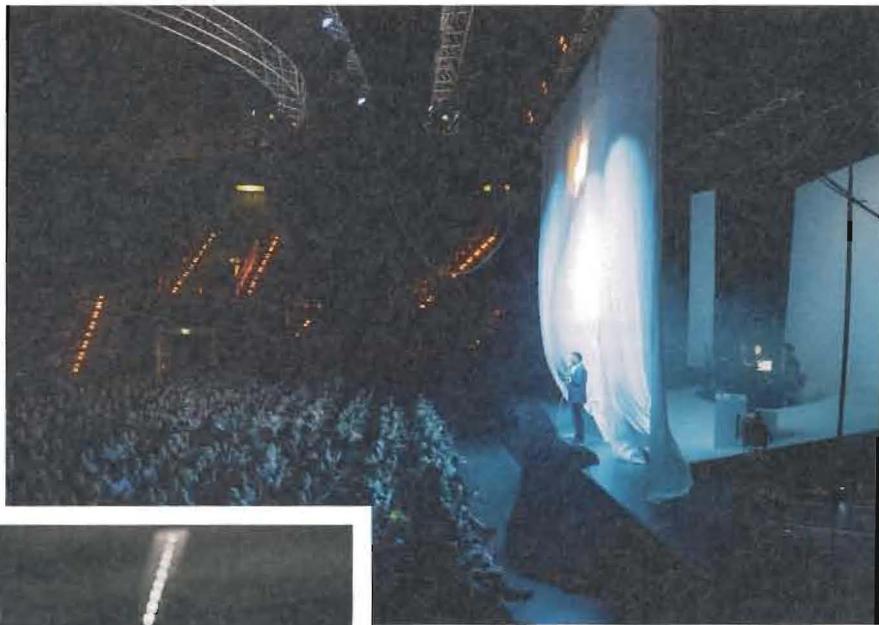
Und wie macht man das?

Indem man wie bei den beiden Polizisten die Dinge aus ungewohntem Blickwinkel betrachtet. Viele meiner Ideen entstehen aus stinknormalen Alltagserlebnissen. Die erste Idee zu „Das Paket“ kam mir, als der Postbote klingelte und mich bat, ein Paket für einen Nachbarn anzunehmen. Habe ich natürlich gemacht, aber plötzlich sprang mein Thriller-Hirn an. Wer ist denn dieser Kerl? Sein Name sagt mir nichts, dabei kenne ich doch alle hier in meiner Reihenhaussiedlung mit Tempo-10-Zone, wir haben noch nicht mal einen Bürgersteig. Ich wurde immer misstrauischer. Ich habe am Paket gerüttelt und gerochen. Am Abend habe ich die „Tageschau“ geguckt und auf die Meldung von einem Ritualmord gewartet, auf die Fahndung nach dem Mörder. Der kommt gleich, stellte ich mir vor, um sein Paket bei mir abzuholen.

Und?

Natürlich ging alles mit rechten Dingen zu. Ich habe die Sache auch erst mal ruhen lassen. Ideen hat man viele, doch ob die am Ende zu mehr taugen, weiß man nicht sofort. Ich schreibe sie nicht auf, das ist eine Art Lackmustest. Wenn sie gut genug sind, kommen sie von selbst wieder. Bei der Sache mit dem Paket wurde daraus die Geschichte

Kunstnebel, Band und Mitmachspiele – im Berliner Tempodrom wird der Schriftsteller zum Entertainer. 2300 Menschen wollen das live sehen



eines Frauenmörders und eines seiner Opfer, das überlebt hat und plötzlich Post für einen Nachbarn bekommt, den es sonderbarerweise gar nicht kennt...

Manche sagen, in Wahrheit hätten wir alle nur eine Geschichte zu erzählen – immer und immer wieder dieselbe.

Ich habe mal gehört, es wären sieben. Es gibt ja auch nur 26 Buchstaben. Und obwohl wir alle die Geschichte vom Untergang der „Titanic“ kennen, ist sie immer wieder spannend. Weil uns nämlich die Menschen auf dem Schiff interessieren. Menschen im Auto, im Flugzeug, Menschen auf diesem Planeten, das alles wird nie auserzählt sein.

Steht das Gerüst Ihrer Romane schon, wenn Sie mit dem Schreiben beginnen?

Wenn mit dem Exposé schon alles fertig ist, reizt mich das Schreiben nicht mehr. Das ist wie Malen nach Zahlen. Ich will mich überraschen lassen von meinen Figuren.

Woher holen Sie sich die?

Mitten aus dem Leben. Als Schüler und später als Student hatte ich einen Job als Wachmann auf der Grünen Woche in Berlin. Es gab sieben D-Mark die Stunde, dafür musste ich im blauen Anzug, mit Schlips und Funkgerät auf Kontrolle gehen. In der Nacht haben die Wachleute ihre Verwandten in aller Welt von den Messeständen aus anrufen. Und um 23 Uhr gingen dann die Tore auf, und Rentner zogen herein und



ZUR PERSON

Sebastian Fitzek, 1971 in Berlin geboren und Vater dreier Kinder, hat zuletzt den Psychothriller „Das Paket“ veröffentlicht. Der promovierte Jurist und ehemalige Radiojournalist hat seit Erscheinen seines Krimidebüts „Die Therapie“ (2006) jährlich mindestens ein Buch geschrieben – und insgesamt mehr als sechs Millionen Exemplare verkauft. Bei seinem Radiosender 104.6 RTL steht immer noch einen eigenen Schreibtisch für ihn. Er arbeitet dort nebenbei als Berater

„Leser nehmen einigen Schwachsinn hin, aber eine falsch angelegte Figur wird nicht so schnell verziehen“

schleppten die Mülltonnen raus. Viele dieser Menschen haben mir ihre Lebensgeschichten erzählt. Das hat mich wahnsinnig interessiert. Damals wusste ich noch nicht, dass ich eines Tages zu einem Menschenammler werde und dass diese Leute mir Stoff für Romane geliefert haben.

Wie halten Sie es mit der Recherche?

Die wird schnell zum Vorwand, nicht zu arbeiten. Natürlich kann ich mir einreden, dass ich unbedingt das Berliner Kanalisationssystem ausforschen muss, ist ja Recherche. Die Wahrheit aber ist: Ich gucke mir die Kanäle an und arbeite in dieser Zeit nicht. Wie mein amerikanischer Kollege Harlan Coben sagt: „Nur Schreiben ist Schreiben.“

Und Kürzen ist schmerzhaft?

Nee, mache ich sehr gerne. Der große Unterschied zwischen einem guten →

und einem sehr guten Buch ist die Überarbeitung und der Wille dazu. Mein erster Entwurf ist immer nur ein grober Brocken auf der Werkbank. Da mag ein Diamant drinstecken, man sieht ihn aber noch nicht. Dann stellen meine beiden Lektorinnen mir, ganz freundlich, 50 schwierige Fragen. Die sind wie Hammer und Meißel, mit denen ich dann den Kern freischlagen muss.

Mussten Sie schon mal Figuren entfernen?

Bei „Passagier 23“ habe ich die ersten 80 Seiten komplett weggeworfen, weil eine der Hauptfiguren partout nicht an Bord des Kreuzfahrtschiffes bleiben wollte. Sie gehörte tatsächlich an Land. Man kann keine Figur zu etwas zwingen. Leser nehmen einigen Schwachsinn vom Autor hin, aber eine falsch angelegte Figur hängt nach, die wird nicht so schnell verziehen.

Sie haben in 10 Jahren 17 Thriller veröffentlicht. Das ist eine beeindruckende Produktivität. Wie bringen Sie sich in Schreibstimmung?

Eine gewisse Schwingung, die richtigen Grundtöne brauche ich, um Sätze aufs Papier zu bringen. Wenn die sich nicht einstellen wollen, warte ich einfach ab oder ziehe andere Kapitel vor. Manchmal hilft es mir auch, ein anderes Buch zu lesen oder einen Film zu sehen. Es gibt Kollegen, die greifen zu Drogen oder löten sich zu, aber das tue ich nicht, weil ich ein Kontrollfreak bin.

Lassen Sie sich von wirklichen Verbrechen inspirieren?

Die Schilderung realer Gewalt ist nichts für mich. Ich kann mich nur schlecht von einer wahren Geschichte unterhalten lassen, mit Leiden, die sich tatsächlich zugetragen haben. Das ist mir zu hart. Die Realität ist oft viel grausamer als alles, was man sich so am Schreibtisch ausdenken kann. Als Leser hoffen wir doch, dass es im Buch besser aussieht als in der Wirklichkeit. Und als Autor kann ich ein verschwundenes Kind wieder auftauchen lassen.

Verarbeiten Sie Ihre eigenen Ängste?

Beim Schreiben horche ich nach den Ängsten in mir. Die meisten von ihnen kann ich verdrängen. Aber nicht alle. Nach der Geburt meiner Kinder wurden meine Romane brutaler, weil meine Ängste konkreter wurden.

Worüber würden Sie nicht schreiben?

Gewaltdarstellungen, die nicht der Geschichte dienen, sondern nur schockieren sollen, sind ein Tabu für mich. Und über Tierquälerei zu schreiben fällt mir schwer. Für Autoren galt lange die Re-

„Wie heißt noch mal das blonde Mädchen im Brunnen, das gehäutet werden soll?“

gel: „Never hurt a child.“ Für den Leser gilt eher: „Never hurt a dog.“

Und wie stehen Sie zu Gewalt im Film?

Auf der Waldbühne in Berlin habe ich mir mal Quentin Tarantinos „Pulp Fiction“ angeguckt. Das johlende Publikum habe ich nie verstanden.

Weil es sich auf die Seite der Mörder schlägt?

Wir wissen ja, dass Psychopathen in Wirklichkeit oft stupide sind, dass ihre Gewalt stumpf ist. Auch an Serienmördern interessiert mich rein gar nichts. Ich kann eher bei der Frage andocken: Wie würde ich reagieren, wenn mir Gewalt widerfährt? Mich interessieren die

Opfer und die Auswirkungen der Gewalt auf die menschliche Psyche. Und wann werden aus Opfern Täter?

Die Werke Ihrer Kollegen leben aber meist vom brutalen Mörder und der Suche nach ihm.

So scheint es zu sein: Uns Menschen beschäftigt immer die Ausnahme, die Störung. Weil wir verstehen wollen. Wir erinnern uns an Hannibal Lecter und Buffalo Bill und Jodie Foster, aber wie heißt noch mal das blonde Mädchen im Brunnen, das im „Schweigen der Lämmer“ gehäutet werden soll? Jeder kennt den Namen des norwegischen Attentäters Anders Behring Breivik, aber niemand die Namen seiner Opfer auf Utøya. Natascha Kampusch ist da eine große Ausnahme.

Gucken Sie den „Tatort“ und andere Fernsehkrimis?

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zuletzt mal einen „Tatort“ gesehen habe. Oft stehen mir die Ermittler zu sehr im Vordergrund. Ich habe wenig Interesse an Leuten, die von Berufs wegen mit Gewalt zu tun haben. Da hat mich „Aktenzeichen XY ... ungelöst“ geprägt. Eindeutig.

„Ganoven-Ede“ Eduard Zimmermann hat Millionen von Kindern traumatisiert.

Wenn ich in der Dämmerung auf dem Fahrrad unterwegs war, hatte ich ständig diese sonore Stimme aus dem Off im Kopf. Mit 13 war ich eine Zeit lang Komparse am Schiller-Theater und habe in Bertolt Brechts „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ den Hitlerjungen gespielt. Ich durfte Schokolade auf der Bühne essen, dafür aber musste ich nach der Vorstellung mit dem Taxi nach Hause fahren, denn meine Eltern hatten kein Auto. Der Fahrer könnte mich entführen, habe ich immer gedacht und mir die Kennzeichen notiert, wenn ich gegen elf Uhr abends aus dem Theater kam. Was schwachsinnig war, denn was hätte mir das geholfen? Ich war schon ein kleiner Schisser. ●